

ren, die für jedes konkrete Wissen notwendig ist, ihre Struktur geändert hat« (10) und sich ein neues Bündnis zwischen Sagen und Sehen herausbildet. Am Ende des 18. Jahrhunderts kreist um den dunklen Kern der Dinge, an dem der Ort der Wahrheit vermutet wird, »die souveräne Macht des empirischen Blicks« (11) mit großer Langsamkeit und Genauigkeit: »Der rationale Diskurs stützt sich weniger auf die Geometrie des Lichts [weniger als seine Vorgänger; Anm. Verf.] als auf die beharrliche, unaufhebbare Dichte des Gegenstands.« (Ebd.).

Die Dinge geben ihre Wahrheit nicht preis, »kein Licht wird sie mehr in ideale Wahrheiten auflösen können« (12). Die Rekonfiguration des ärztlichen Blicks (und gleichzeitig seines Gegenstands), der geprägt ist von Aufmerksamkeit für jedes Detail, verleiht den Dingen nach und nach ihre Objektivität: »Der Blick reduziert nicht mehr, er begründet vielmehr das Individuum in seiner unreduzierbaren Qualität« (ebd.). Erst danach lässt sich ein rationaler Diskurs um das Individuum herum organisieren. Zuerst Blick, dann Sprache – so beginnt die »Geburt der Klinik«. Der klinische Diskurs »verweist auf die nichtsprachlichen Bedingungen, von denen aus er sprechen kann: auf die gemeinsame Struktur, die gliedert und artikuliert, was *gesehen* und *gesagt* wird« (17; kursiv i.O.).

Spätestens hier deutet sich der so wichtige Chiasmus von Sichtbarkeit und Sagbarkeit an, der erst in der erwähnten Fortschreibung durch Deleuze (1987) als nicht das Sichtbare auf das Sagbare reduzierender kenntlich gemacht wird. Denn Deleuze weist zwar auf einen gewissen Primat der Aussage bei Foucault hin, betont jedoch zugleich nachdrücklich, wie etwa auch Friedrich Balke angemerkt hat, dass »dieser Primat keineswegs eine *Reduktion* der Sichtbarkeiten auf die Aussagen bedeute« (Balke 2012, 259).

Medien des Sichtbaren und des Sagbaren

Für Friedrich Balke tritt »[b]ei Foucault [...] an die Stelle der phänomenologischen Verflechtung von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit der Chiasmus von Sichtbarkeit und Sagbarkeit« (Balke 2012, 259). Balke liest diese Ersetzung als strategisch kluge und diskurspolitisch geschickte Aneignung der chiasmatischen Figur, die prägend ist für die Phänomenologie und deren Entwendung insbesondere geeignet ist, »das Verhältnis des Sagbaren und des Sichtbaren bei Foucault zu charakterisieren, weil er dem gerade auch von phänomenologi-

scher Seite genährten Missverständnis entgegenwirkt, als reduziere Foucault das Sichtbare auf das Sagbare« (ebd.).

Wie genau hat man sich das chiasmatische Verhältnis von Sichtbarkeit und Sagbarkeit dann aber vorzustellen? Wie verhält es sich für Deleuze mit der oben zitierten, durch das Übersehen der Theorie der Sichtbarkeiten verursachten Verstümmelung der »Vorstellung, die Foucault sich von der Geschichte macht« beziehungsweise der Verstümmelung seines Denkens und der »Vorstellung, die er sich vom Denken macht« (Deleuze 1987, 72)? Und was ist damit gemeint, wenn Deleuze proklamiert: »Das audio-visuelle Archiv ist disjunktiv« (92)?

Offenbar geht es auch hier um eine deutliche Abgrenzung von phänomenologischen Setzungen, wenn das Sehen mit dem Wissen in Korrelation gebracht wird²³, ohne dass, wie oben ausführlicher verhandelt, der zugrunde gelegte Wissensbegriff das Wissen auf ein wahrnehmendes und wissendes Subjekt zurückführt oder aus diesem ableitet. Balke beschreibt das Verhältnis folgendermaßen:

»Das Wissen, wie es die Archäologie Foucaults behandelt, ist etwas anderes als eine Menge von Aussagen oder Hypothesen, etwas anderes auch als eine Theorie oder gar eine wissenschaftliche Disziplin. Es definiert sich durch Verbindungen des Sichtbaren und des Sagbaren, die für jede historische Formation eigentümlich sind.« (Balke 2012, 259)

Deleuze wiederholt in seiner Auseinandersetzung mit Foucault immer wieder die Notwendigkeit, das Sichtbare ebenso wie das Sagbare zum Gegenstand einer ›Archäologie der Gegenwart‹ zu machen. Wissen wird demnach stets in einem historisch bedingten Prozess des Zusammenspiels von Sagbarem und Sichtbarem beziehungsweise der Verteilung des einen auf das andere hervorgebracht. Lange Zeit hat die Rezeption Foucaults diesen Aspekt nur unzureichend berücksichtigt, geschweige denn versucht, ihn systematisch produktiv zu machen. Dabei ließen sich aus dem, was die Arbeiten Foucaults zu denken aufgeben haben, zur Frage der Sichtbarkeit im Verhältnis zur Frage der Medien der Sichtbarmachung durchaus Erkenntnisgewinne ziehen. Die vorliegenden Überlegungen zur Sichtbarkeitsproduktion in den Wissenschaften beziehen sich in ganz zentraler Weise auf die Auseinandersetzung mit in den

23 Balke sieht eine gewisse Nähe – »der Sache nach« – zu Ludwik Flecks berühmten Diktum: »Um zu sehen, muß man zuerst wissen« [...] (Balke 2012, 259).

Arbeiten Foucaults angelegten Fragen der Sichtbarkeit und ihrer epistemischen *und* medialen Möglichkeitsbedingungen. Dabei stellt sich durchgängig die Frage wie Sichtbarkeit in, durch und über Medien produziert wird und zugleich das Mikro- oder Hilfsdispositiv der Sichtbarkeit und die Strategien der Sichtbarmachung innerhalb eines Macht-Wissen-Dispositivs Medien mit-konstituieren.

Das Kurzschließen dieser Aspekte erlaubt eine Differenzierung, die deutlicher hervortreten lässt, dass und in welcher Weise das Verhältnis von Sichtbarkeit, Sagbarkeit, Wissen und Medien tatsächlich konstitutiv für ein Verständnis wissenschaftlicher Bildkulturen ist, die in jüngerer Zeit vermehrt an verschiedene disziplinäre Bereiche wie Wissenschaftsforschung, Kunstgeschichte, Bildwissenschaften und Medienwissenschaft delegiert worden sind. Der Versuch einer Annäherung an das Bedingungs- oder Beeinflussungsverhältnis führt als Problematisierung einer quasi-natürlichen Gegebenheit des Sichtbaren nicht zuletzt in das diskursive Zentrum der Debatten um die Dichotomie von ›Natur‹ und ›Kultur‹.

Dem Vorgang der »Problematisierung« kommt am Übergang von Archäologie zu Genealogie im Denken Foucaults eine diskrete, aber neuralgische Funktion zu, da sie als Denkfigur das Verhältnis der beiden Verfahren Foucaults neu ordnet und reartikuliert. Thomas Lemke beschreibt diese Reartikulation wie folgt:

»Während die Archäologie sich mit den Formen der Problematisierungen selbst auseinander setzt, sie analysiert und beschreibt, untersucht die Genealogie die Beziehungen dieser Problematisierungsformen zu bestimmten diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken.« (Lemke 1997, 341)

Damit zielt die Problematisierung auf die Analyse der Beziehungen zwischen Denk- und Handlungsformen. Nur weil im Prozess der Problematisierung die Kontingenz und historische Bedingtheit dieser Beziehungen sichtbar gemacht wird, werden gleichzeitig andere Praktiken denkbar. Bei Foucault heißt es dazu in einem 1984 geführten, auf Deutsch 1985 zuerst in der Zeitschrift »Ästhetik und Kommunikation« erschienenen Gespräch mit François Ewald:

»Problematisierung bedeutet nicht die Repräsentation eines präexistenten Objekts und auch nicht die diskursive Erschaffung eines nichtexistierenden Objekts. Es ist das Ensemble diskursiver und nichtdiskursiver Praktiken, das etwas ins Spiel des Wahren und Falschen eintreten lässt und es als Gegenstand des Denkens konstituiert« (Foucault 2005a [1984], 826).

Im Modus der Problematisierung müsste sich ein an den Entwicklungen historischer und gegenwärtiger Entwicklung der Sichtbarmachung interessiertes Denken zum Ziel setzen, die Rolle von Bildern als Fixierung oder Kristallisation von Sichtbarkeit genauer zu untersuchen. Nicht erst seit der Ausruhung eines *pictorial turn* sind Bilder für die Konstitution von Wissen relevant. Ihre je spezifische Funktion in einer historisch veränderlichen epistemischen Ordnung wäre in archäologischer wie in genealogischer Hinsicht zu beschreiben. Dabei sind, das sollte deutlich geworden sein, auch und gerade jene Bilder von Bedeutung, die nicht ursprünglich dem Regime der Ästhetik entstammen oder diesem zuzuordnen sind (und denen dennoch *asthetische* Wirkmacht zukommt), sondern die einzeln oder seriell in labortechnischen Settings produziert als Sichtbarmachungen den Wahrnehmungshorizont einer interessierten Öffentlichkeit kreuzen.

Apostrophiert als »nützliche« oder »ganz normale« Bilder (Gugerli/Orland 2002) dienen derartige Bildproduktionen dem Forschungsprozess als authentifizierende, »verselbständlichende« oder Evidenz generierende Träger von Sichtbarkeit. Sie werden operativ oder als epistemische Bilder selbst wissenserzeugend wirksam. In jeder der erwähnten Dimensionen, die nicht immer trennscharf zu halten sind, produzieren solche Bilder eine diskursanreizende, -ordnende oder -stabilisierende Wirkung, als Hilfsmittel zur Formaturierung des Blicks oder, allgemeiner, als Element dessen, was in einer epistemischen Ordnung zu einem gegebenen Zeitpunkt überhaupt sichtbar werden oder als visuelle Entität akzeptabel sein kann.

Folgt man der vielzitierten Einschätzung, dass jede Wissensordnung bestimmte Darstellungsoptionen ausbildet und diese über die Möglichkeit, Konsistenz, Korrelation und Sichtbarkeit ihrer Gegenstände entscheiden (vgl. exemplarisch die Einleitung zu Vogl 1999 sowie Vogl 2002), eröffnet man damit eine Perspektive auf Wissen, die das Auftauchen neuer Wissensobjekte und Erkenntnisbereiche eng mit den Formen ihrer Darstellung korreliert. Ob als Schrift, Symbol, Tabelle, Graphik oder als Bild – die Darstellungsformen oder Modi der Repräsentation sind medial konfiguriert und von einem Modus in den anderen übersetzt-, das heißt: überschreibbar. Gerade deshalb kommt der Frage des Verhältnisses von Sichtbarkeit und Sagbarkeit eine Schlüsselposition für die Untersuchung des Verhältnisses von Wissens-, Wissenschafts- und Mediengeschichte zu.

Die Unterscheidung zweier heterogener Sphären – des Sichtbaren und des Sagbaren – die aufeinander irreduzibel sind, deutet Foucault, wie erwähnt, am Beispiel des medizinischen Blicks an (Foucault 1973a), ohne sie

dann in der methodologischen Arbeit der »Archäologie des Wissens« (Foucault 1973) systematisch auszuführen und methodisch operationalisierbar zu machen. Er tut dies zwar in der Differenzierung von »diskursiven Aussageformationen« und »nicht-diskursiven Milieuformationen«, aber da diese Schrift »die Aussageform definieren wollte, begnügte sie sich damit, die andere Form negativ als ›nicht-diskursiv‹ zu bezeichnen« (Deleuze 1987, 48). In anderer Akzentuierung geht »Überwachen und Strafen« (Foucault 1976) diesbezüglich einen Schritt weiter, indem dort eine Ordnung des Sichtbaren, nämlich die panoptische, explizit beschrieben wird. Ein Rückgriff auf Foucaults (bislang zu wenig und wenn, dann meist in Bezug auf Fragen der Ästhetik beachtetes) Konzept der irreduziblen Heterogenität von Sichtbarem und Sagbarem in, zum Beispiel, medienwissenschaftlichen Zusammenhängen kann Aufschlüsse, sowohl über ein spezifisch Mediales des Politischen liefern, als auch Hinweise für zukünftige Lesarten von Medien und Medialität unter Vorzeichen des Politischen: indem etwa Vorgänge der Sichtbarmachung, der Sichtbarkeitsproduktion sowie der Kopplung oder Verschweißung von Sichtbarem und Sagbarem zu einem mehr oder weniger heterogenen »Mikrodispositiv der Evidenz«, in Sinne einer nicht transzendentalen, subjektbefreiten, historisch-medialen Epistemologie begreifbar werden.

Darstellungsformen sind in historischer Hinsicht kontingent. Ihnen eignet aber immer ein Aspekt des Medialen und sie stehen immer in einem spezifischen Verhältnis zu Verteilungen von Sichtbarkeiten und Sagbarkeiten innerhalb einer epistemischen Ordnung, die sie mithervorbringen. Deleuze bringt den distributiven Aspekt der Konzeption Foucaults auf den Punkt, wenn er konstatiert, dass jede Schicht, jede historische Formation eine spezifische Verteilung des Sichtbaren und des Sagbaren auf sich selbst impliziert. Diese Verteilung variiert von einer Formation zur anderen, weil »die Sichtbarkeiten ihre Modalität und die Aussagen ihre Ordnung wechseln« (Deleuze 1987, 70).

Entsprechend, so hier die These, kann man analog zum Befund Foucaults über die Ordnung der Aussagen – dass also jede Episteme das aussagt, was sie zu einem gegebenen Zeitpunkt zu sagen im Stande ist – folgern, dass jede historische Formation all das sieht und sichtbar macht, was sie, gemäß ihrer jeweiligen Möglichkeitsbedingungen, zu sehen und sichtbar zu machen vermag. Wie das Aussagesubjekt, ist hier nicht das sehende Subjekt und dessen Intentionalität Bedingung der Sichtbarkeit, diese sind vielmehr ebenfalls abgeleitete Funktionen des Sichtbaren. Die voneinander zu unterscheidenden heterogenen Sphären des Sichtbaren und des Sagbaren – etwa Dinge und

Wörter, Sehen und Sprechen, Inhalt und Ausdruck, Sichtbares und Lesbares – die aufeinander bezogen und angewiesen, voneinander untrennbar sind und zugleich nicht aufeinander rückführbar, bilden gemeinsam historisch veränderbare »Schichten« (»strates«), in denen sich die Felder überlagern, durchdringen und untrennbar voneinander koexistieren.

Sichtbarkeit und Sagbarkeit sind in Form einer »disjunktiven Konjunktion« aufeinander bezogen. »Beide Formen setzen sich wechselseitig voraus. Und dennoch gibt es keine gemeinsame Form, keine Konformität, ganz zu schweigen von einer Korrespondenz.« (50) So definiert Foucault den Panoptismus, Deleuze zufolge, einerseits konkret als »optische oder Lichtanordnung, die das Gefängnis charakterisiert« (51) und andererseits zugleich abstrakt als »eine Maschine, die nicht nur ganz allgemein auf sichtbare Materie Anwendung findet [...] sondern auch ganz allgemein alle aussagbaren Funktionen durchzieht« (ebd.). Die sich aus der Beschreibung dieser Verknüpfung ergebende Dimension ist die des Diagrammatischen. Dabei bildet das Diagramm kein audio-visuelles Archiv, sondern ist »die Karte, die Kartographie, koextensiv zur Gesamtheit des sozialen Feldes« (52). Es ist eine abstrakte Maschine, eine »beinahe stumme und blinde Maschine, obgleich sie es ja ist, die zum Sehen und zum Sprechen bringt« (ebd.). Die Tatsache, dass das Diagramm Karte ist, bedeutet nicht, dass es in abbildender Weise lediglich Dinge in sich aufnimmt, es »funktioniert niemals so, daß es eine präexistierende Welt abbildet; es produziert einen neuen Typus von Realität, ein neues Modell von Wahrheit« (54).

Als »immanente, nicht vereinheitlichende Ursache« (56) ist es dem sozialen Feld koextensiv, denn die »abstrakte Maschine ist gleichsam die Ursache der konkreten Anordnungen, die deren Beziehungen herstellen; und diese Kräfteverhältnisse verlaufen »nicht oberhalb«, sondern im Geflecht der Anordnungen selbst, die sie produzieren« (ebd.). Jede Aktualisierung kommt als Wirkung also nur zustande, »weil die Kräfte- oder Machtverhältnisse nur virtuell, potentiell, instabil, flüchtig, molekular sind und nur Möglichkeiten definieren« (ebd.). Wie Foucault auch in »Der Wille zum Wissen« an der Frage der »inneren Bedingungen der Differenzierung« zeigt (Foucault 1983, 116f.), kommt es zum In-Erscheinung-Treten der großen Dualitäten oder Antagonismen (wie z.B. der von Herrschenden und Beherrschten oder von privat und öffentlich), weil, was sich aktualisiert, dies nur kann »durch Verdoppelung oder Spaltung, indem es divergierende Formen schafft, auf die es sich verteilt« (Deleuze 1987, 57). Das heißt, weil sich an diesen Punkten »zwei Formen der Aktualisierung [differenzieren], die Ausdrucksform und die Inhaltsform,

diskursive und nicht-diskursive Form, die Form des Sichtbaren und die Form des Sagbaren« (ebd.; kursiv i.O.).

So geht alles Wissen »von einem Sichtbaren zu einem Sagbaren und umgekehrt; und dennoch gibt es keine gemeinsame totalisierende Form noch gar eine Konformität oder eindeutige Entsprechung« (59). Jedes Dispositiv, auch das Macht-Wissen-Dispositiv, ist somit ein nicht in seine Bestandteile aufzulösender »Brei aus Sichtbarem und Sagbarem« (58), wobei beide in Form der Disjunktion aufeinander bezogen bleiben. Die Disjunktion ist der (Nicht-)Ort, »an dem das informelle Diagramm eindringt, um sich in den beiden notwendig auseinanderstrebenden, differenzierten und nicht aufeinander zurückführbaren Richtungen zu verkörpern« (ebd.).

Wenn Wissen nach Foucault darin besteht, das Sichtbare mit dem Sagbaren zu verknüpfen, so ist Macht die hierbei vorausgesetzte Ursache. Es besteht, wie es in »Überwachen und Strafen« heißt, »keine Machtbeziehung, ohne dass sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert, und kein Wissen, das nicht gleichzeitig Machtbeziehungen voraussetzt und konstituiert« (Foucault 1976, 39). Die Art und Weise der Verknüpfung von Sagbarkeit und Sichtbarkeit ist eine »politische Frage«, beziehungsweise mehr noch: eine »Frage des Politischen«²⁴. Wo Medien beteiligt sind an der Errichtung von Sichtbarkeitszonen und Sagbarkeitsgrenzen, arbeiten sie mit an der politischen Frage nach dem, was Einschluss in diese Zonen findet und was als Unsichtbares oder Unsagbares ausgeschlossen bleibt.

Die darüber hinaus sich abzeichnende Frage des Politischen der Medien beträfe demnach jenen Bereich, der nicht nicht das Verhältnis von Sichtbarkeit und Sagbarkeit nach Maßgabe bestehender Gesetzlichkeiten und Gesetze (quasi-polizeilich) regelt. Sie betrifft die Art und Weise, in der mit diesem und durch dieses Verhältnis Bedingungen der Möglichkeit für das Erscheinen und Zusammenwirken von Medien und Politik erschaffen werden, wenn also das Politische mit dem Medialen allererst verknüpft wird. Ununterscheidbarkeitszonen in der epistemischen Formation als (Un-)Ort des Medialen lassen die Beziehung von Sichtbarkeit und Sagbarkeit und die Formen, in denen diese sich zur Erscheinung bringen, ihre Darstellungsformen, als (Un-)Ort des Politischen erahnen. Als solcher wäre das Politische selbst undarstellbar, zugleich aber Möglichkeitsbedingung darstellbarer Politiken. Gleichzeitig wä-

24 Vgl. für einen Überblick zu poststrukturalistischen und postfundamentalistischen Theorien einer Differenz von Politik und Politischem unter anderem: Bedorf 2010, Marchart 2005 und 2010.

re das Politische in dieser Fassung ebenfalls an Prozessen der Verschiebung und Ent-Ortung beteiligt, welche die Politik(en) als Orte der Repräsentation bedrohen und in Frage stellen. Ähnliches ließe sich dann vom ›Medialen‹ als Ent-Ortung oder Deterritorialisierung der Medien oder umgekehrt Medien als Ver-Ortungen oder (Re)Territorialisierungen des Medialen behaupten. Das Mediale wäre demnach etwas anderes als ›die Medien‹, ob aufgefasst als Einzelmedium oder vereinheitlichendes *Pluraletantum*.

Das Mediale wäre so ein wiederkehrender Moment der Intervention eines Undarstellbaren, welches nicht bloß das aktuell Nicht-Darstellbare innerhalb des Registers der Repräsentation ist, sondern dieses Register erst öffnet, indem es sich als unsichtbarer Rand des Sichtbaren immer schon zurückgezogen haben muss. Notwendig wäre folglich die jeweilige Bestimmung des Sichtbaren und des Sagbaren einer jeden Episteme, die, wie bereits festgestellt, Verhaltensweisen, Mentalitäten und Ideen überschreitet, da sie diese allererst ermöglicht (vgl. Deleuze 1987, 71), und die nicht auf eine feste, den Sicht- und Sagbarkeiten vorgängige mediale Erscheinungsform aufsateln kann.

›Wissen‹ ist in dieser Konstellation charakterisiert »durch die Verbindungen des Sichtbaren und des Sagbaren [...] die für jede Schicht, für jede historische Formation eigentümlich sind« (73). Wissen besteht also »in einer praktischen Einrichtung, einem Dispositiv von Aussagen und Sichtbarkeiten« (ebd.). Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, dass die Sichtbarkeiten, auch wenn sie ihrerseits nie verborgen sein mögen, »nicht unmittelbar wahrnehmbar oder sichtbar« (81) sind. Sie sind vielmehr sogar unsichtbar, »solange wir bei den Objekten, den Dingen oder den Sinnesqualitäten stehen bleiben, ohne bis zu der Bedingung vorzustoßen, die sie öffnen« (ebd.). Noch einmal wird deutlich, dass Sichtbarkeiten weder »Akte eines sehenden Subjekts sind noch die Data eines visuellen Sinns« (84). Dies sei auch der Grund, so merkt Deleuze in Parenthese an, warum Foucault eben nicht von einer »Archäologie des Blicks« sprechen wollte (vgl. ebd.).

Die Aufgabe einer Epistemologie bestünde nun darin, »aus den Wörtern und aus der Sprache die jeder Schicht oder Formation entsprechenden Aussagen herauszuziehen, aber auch den Dingen und dem Sehen die Sichtbarkeiten, die jeder Schicht eigentümlichen ›Evidenzen‹ zu entnehmen« (76). Diese Extraktion ist notwendig, da die Aussagen nicht verborgen, aber auch nicht unmittelbar lesbar sind. Es gilt, zu den formationsspezifischen Bedingungen der Aussagen vorzudringen, denn »jede Epoche sagt, was sie als Funktion ihrer Aussagebedingungen überhaupt sagen kann« (77). Bedingung einer Aussa-

ge ist hierbei nicht das Aussagesubjekt, der Autor oder Sprecher – beide sind selbst nur Variablen oder Funktionen im Feld des Sagbaren – sondern einzig das »Sein der Sprache« ohne jede Überhöhung, als bloßes: »Es gibt Sprache« (81). Das Sein der Sprache oder Sprache-Sein ist als Bedingung selbst historisch und variiert mit jeder historischen Formation. Es ist unablässig von diesem oder jenem Modus, von dieser oder jener Ordnung und als solches transformierbar.

Analog hierzu verhält es sich mit den Bedingungen der Sichtbarkeit. Auch hier ist das sehende Subjekt nicht Bedingung, sondern entsprechend bloß eine abgeleitete Funktion der Sichtbarkeit. Wie die Aussagen untrennbar verbunden mit jeweiligen Ordnungen, so sind die Sichtbarkeiten untrennbar verbunden mit Maschinen oder Gefügen, unabhängig davon, ob es sich um optische Maschinen handelt oder nicht. Das panoptische Gefängnis etwa funktioniert als Maschine, das heißt als Verkettung von Funktionen, die etwas sehen lässt, etwas ans Licht bringt, Evidenzen erzeugt. So wie das Sprache-Sein für die Aussagen, ist das Sein des Lichts mit seinen Qualitäten von Helligkeit und Dunkelheit, von Transparenz und Opazität, die unteilbare Bedingung der Sichtbarkeit. Entsprechend kann man folgern, dass »jede historische Formation all das sieht und sichtbar macht, was sie gemäß ihren Bedingungen der Sichtbarkeit zu sehen vermag« (85).

Entscheidend ist bei aller Analogie von Sagbarem und Sichtbarem, bei aller Durchdringung und gegenseitigen Beeinflussung, dass die grundlegende Differenz von Sichtbarem und Sagbarem gewahrt bleibt, die Analogien nicht zur Isomorphie oder Homologie beider Felder führen – wie in der berühmten, auch von Deleuze bemühten und nur auf den ersten Blick trivialen Feststellung Maurice Blanchots: »Sprechen ist nicht Sehen« auf den Punkt gebracht. Doch während Blanchot, Deleuze zufolge, »auf dem Primat des Sprechens als der Determinante bestand« (87), beharrt Foucault auf der Irreduzibilität des Sichtbaren, auf der autonomen Spezifität der Sichtbarkeiten. Obgleich sich Elemente beider Felder durchdringen und obgleich es ein wechselseitiges Vorsetzungsverhältnis zwischen beiden gibt, existiert für Foucault keine direkte, unvermittelte Verbindung beider Bereiche. Daher kommt es nicht zu deren Konjunktion. Die Beziehung besteht jedoch in umso stärkerem Maße über die angesprochene disjunktive Beziehung. Die aus beiden Teilen gemeinsam gebildete historische Formation wird immer von einem zentralen und unüberbrückbaren Riss durchzogen. Man muss folglich zwingend an diesem scheinbaren Paradox festhalten: Sichtbarkeit und Sagbarkeit sind vollkommen heterogen und setzen sich doch wechselseitig voraus.

Genauso ernst muss demgemäß genommen werden, dass die Sichtbarkeiten ebenso wenig von ihren ›Maschinen‹ ablösbar sind wie Aussagen von ihren Ordnungen: »Nicht daß jede Maschine von optischem Charakter wäre; aber es handelt sich um eine Zusammenstellung von Organen und Funktionen, die etwas sehen läßt, etwas ans Licht bringt, zur Evidenz [...]« (83). Deleuze schmuggelt hier ohne Frage seinen eigenen, zum Teil in Zusammenarbeit mit Guattari entwickelten Maschinenbegriff ein, wenn er von der reinen Mechanik des Funktionierens absieht und das Maschinelle zum dynamischen ›agencement‹ aus Organen und Funktionen erweitert. Als solches ist die Maschine

»nichts Mechanisches und nichts Organisches [...] Die Mechanik stellt ein System stufenweiser Verbindungen zwischen dependenten Gliedern dar. Die Maschine dagegen ist ein ›Nachbarschafts‹-Gefüge zwischen unabhängig-ungleichartigen Gliedern (die topologische Nachbarschaft ist selbst unabhängig von Distanz und Kontiguität)«. (Deleuze/Parnet 1980, 112)

Die Maschine, verstanden in diesem Sinne, ist weder Folge noch in letzter Instanz abhängig vom Einfluss der Einheit eines sie steuernden Maschinentinnsubjekts, denn dieses »befindet sich selbst innerhalb der Maschine, ›in dem Schwerpunkt‹ oder vielmehr im Zentrum der die Maschine durchlaufenden Zelerität« (ebd.). Das so aufgefasste Maschinelle bildet also keine Einheit, es ist nicht zu verwechseln mit einer Struktur, denn aufgrund ›ihres Anspruchs auf Heterogenität der Nachbarschaftselemente weist die Maschine über die Strukturen mit deren Voraussetzung minimaler Homogenität hinaus« (113). Das ›agencement‹ beziehungsweise die Verkettung, wie häufig übersetzt wird, ist definierbar »anhand der Verlagerung eines Schwerpunktes auf einer abstrakten Linie« (112) und führt im Zuge dessen gerade nicht zu einer Vereinheitlichung der die Maschine konstituierenden Elemente. Diese behaupten den Anspruch auf Heterogenität, bewegen sich weiterhin a-parallel und lassen die Maschine wie die Verkettung als »reine Vielheit, das heißt auf eine Einheit nicht rückführbare Affirmation« (Deleuze/Guattari 1977, 54) in Erscheinung treten. Die Differenz ist ursprünglich, die »Disjunktionen sind, als solche, inklusiv« (53), die Maschine operiert mit Fragmenten, »deren Beziehungen zueinander solche von Differenzen sind, deren Beziehungen ihre eigene Differenz sind, ohne Bezug zu einer, wenigstens verlorenen, ursprünglichen Totalität, noch einer zukünftig sich ergebenden«. (53f.)

Der unauflösbaren, nicht-entkoppelbaren Verbindung von Mensch und Maschine liegt ein stark modifizierter, über das Mechanische hinausweisen-

der Maschinenbegriff zugrunde – fern jeder tradierten Auffassungen von einer funktionalen Analogie von Organischem und Mechanischem. Ein Maschinenbegriff mithin, der mit Blumenberg als prämodern einzustufen wäre, wie unter anderem Henning Schmidgen betont hat (1997, 16). Der hier veranschlagte Komplex maschineller Produktion ist zugleich immer Wunschproduktion, somit ist »alles« hypertrophierende Produktion:

»Produktionen von Produktionen, von Aktionen und Erregungen, von Distributionen und Zuweisungen, Produktionen von Aufzeichnungen, von Distributionen und Zuweisungen, Produktionen von Konsumtionen, von Wollust, Ängsten und Schmerzen. [...] Die Produktion als Prozeß übersteigt alle idealen Kategorien und stellt derart einen Kreis dar, dem der Wunsch immanentes Prinzip ist.« (Deleuze/Guattari 1977, 10f.; kursiv i.O.)²⁵

Die »weiche Organisation von heterogenen, materiellen und körperlichen Fragmenten« (Schmidgen 1997, 13) setzt ganz auf die Prozessualität strömender Intensitäten und erlaubt auf diese Weise, sämtliche Erscheinungen, materielle Entitäten wie psychologische Bildungen, als Effekte maschineller Produktion und Verkettung zu beschreiben: »Nicht Mensch noch Natur sind mehr vorhanden, sondern einzig Prozesse, die das eine im anderen erzeugen und die Maschinen aneinanderkoppeln.« (Deleuze/Guattari 1977, 8). Kartographierbar sind dann einzig de- und reterritorisierende »Maschineneffekte« (7). Bedeutung tritt zurück zugunsten von »Linien der Artikulation oder Segmentierung, Schichten und Territorialitäten; aber auch Fluchtlinien, Bewegungen der Deterritorialisierung und Entschichtung« (Deleuze/Guattari 1977a, 6), gleichsam »Linien und messbare Geschwindigkeiten« (ebd.), die sich maschinell verketteten. Wie beim Schreiben kann es auch bei der Sichtbarmachung im Experimentalsystem darum gehen, »zu wissen, an welche andere Maschine die [...] Maschine angeschlossen werden kann, ja angeschlossen werden muss, damit sie funktioniert« (7). Zu beobachten wäre dann eine permanente Bewegung der Auflösung und der Rekonstitution:

25 Vgl. auch die berühmte Wendung aus der Einleitung zum »Anti-Ödipus«: »Es funktioniert überall, bald rastlos, dann wieder mit Unterbrechungen. Es atmet, wärmt, ißt. Es schießt, es fickt. [...] Überall sind es Maschinen im wahrsten Sinne des Wortes: Maschinen von Maschinen, mit ihren Kupplungen und Schaltungen.« (Deleuze/Guattari 1977, 7)

Eine Verkettung führt zur Deterritorialisierung des einen Elements durch das andere, welches simultan dazu durch das erste reterritorialisiert wird und ebenso gleichzeitig vollzieht sich dieser Prozess *vice versa*. Es bilden sich dabei temporäre ›Sichtbarkeitsplateaus‹, die unablässig verschoben und transformiert werden. Dies wäre eine Erklärung für das stetige gemeinsame Werden von Sichtbarkeit und Maschinen der Sichtbarmachung innerhalb des Mikrodispositivs, das somit nicht in erster Linie einem strukturalen oder generativen Modell verpflichtet wäre und sich einer verengenden Registrierung weitgehend verweigert, bis es zum erprobten und feststehenden Verfahren standardisiert wird – um alsdann in neue Verkettungen einzutreten. Wörtlicher genommen, als im skizzierten Deleuzianischen ›Maschinismus‹, muss die Beobachtung des jeweils Sichtbaren und des Sagbaren innerhalb einer epistemischen Ordnung aber eben auch einhergehen mit einer Beschreibung der spezifischen Konstellation, die das Sichtbare an konkrete, bereits materialisierte oder in der Materialisierung begriffene Maschinen koppelt und ebendiese über die ›Medien-Funktion‹ neu konfiguriert.